

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history

Band: 15 (1954-1955)

Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechung

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten Sondierschnitte liess sich erkennen, dass, mit Ausnahme von ganz unbedeutenden jüngeren Zutaten, die gesamte Wehranlage in einem einzigen Zug erbaut worden war. Das ganze Areal war überall dort, wo eine Gefährdung durch Feindeshand möglich schien, mit einer in den Hang hineingestellten Ringmauer geschützt. Nur an jenen Stellen, die von Natur aus uneinnehmbar waren, indem der Nagelfluhfels senkrecht aufsteigend hervortrat, sparte man sich die schwerfällige Mauerung. Eine einzige Ausnahme zeigte sich auf der Westseite, wo genau gleich wie bei der Ruine Multberg (Kt. Zürich) eine 5,5 m breite Lücke klaffte. Es besteht die Ansicht, dass sich hier der Burgeingang befunden habe. Im Innern waren verschiedene Grundmauern von Gebäuden sichtbar, an denen abzulesen war, dass Steine nicht den alleinigen Baustoff der Schnabelburg darstellten, sondern dass auch sehr viel Holz zur Verwendung gelangte. Überdies war der Baugrund nicht überall sehr

vorteilhaft, und die wenigsten Mauern waren in eine solide Fundamentgrube eingesenkt. Die Folge davon war, dass ganze Mauerpartien abglitten und erst an der tiefer liegenden Ringmauer wieder zum Stillstand kamen. Die währschaftesten Bauelemente befanden sich offenbar auf der Nordseite, wo ein bergfriedartiger Grundriss aufgedeckt werden konnte.

Sehr bescheiden waren die Kleinfunde, was allerdings, nachdem bereits vier Mal gegraben worden war, nicht erstaunlich ist. Immerhin werden die Keramikfragmente, es handelt sich weitgehend um Ofenkeramik, nach genauer Untersuchung ziemlich exakte Auskunft über die Lebensdauer der ganzen Anlage erteilen. Doch steht jetzt schon fest, dass die Burg kaum vor der Mitte des 12. Jahrhunderts erbaut sein kann und dass die Keramik, die noch keine Glasur aufweist, mit jener von der Ruine Multberg und derjenigen der Burg Lägern sehr nahe verwandt ist. – ZDP

Buchbesprechung

VERENA TRUDEL: *Schweizerische Leinenstickereien*. Schweizer Heimatbücher Nr. 61/62. Bern 1954. 64 Seiten, 16 Abbildungen im Text, 32 Tafeln. – Katalogband (Ergänzung zu Band 61/62 der Schweizer Heimatbücher), Bern 1954. IV + 158 Seiten.

Um es vorweg zu sagen: Eine im besten Sinne schweizerische Präzisionsarbeit. Zuverlässig, klar, ohne Umschweife, von wissenschaftlichem Rang und von bleibendem Wert. Das Thema – ursprünglich ein Dissertationsthema – klug beschränkt auf eine volkstümlich bürgerliche schweizerische Handarbeit. Das Buch gibt, zusammen mit dem sehr nützlichen Katalog und seinen prägnanten, alles Wesentliche in übersichtlicher Kürze erwähnenden Beschreibungen aller datierten und undatierten schweizerischen Leinenstickereien in der Schweiz, auf alle einschlägigen Fragen Antwort und führt auch den Laien freundlich in die Materie ein.

Materialgerecht beginnt es mit dem Material und geht vom Handwerklichen aus. Die reichlichen Abbildungen der Sticharten mit ihren vielen Variationen werden dem freien und dem beamteten Sammler nicht weniger willkommen und nützlich sein als der Sticklerin, die Anregung zum Spielen mit dem Faden und Erfinden neuer Kombinationen daraus ziehen kann.

Aufschlussreich und bisher in der Literatur nicht zu finden, ist die Untersuchung über Gewebe und Stickmaterial der schweizerischen Leinenstickerei, die präzisiert wird als Stickerei mit Leinenfäden. Das Stickmaterial ist also das Entscheidende für die Benennung einer Stickart. Der weisse Leinenfaden herrscht vor. Daneben sind geläufig für die Betonung der Konturen

und Einzelheiten der Zeichnung heute durchweg verwaschener, mit Waid und Indigo gefärbter blauer und mit Metallsalzen, aber auch mit einheimischen Pflanzenstoffen gefärbter, unsympathisch brauner Leinenfäden. Die farbige Seide für die Konturen ist ausgefallen oder nur in spärlichen Resten vorhanden, eher zu erraten, als zu sehen, so dass die schwarzen Linien der Vorzeichnung blossliegen. Es ist auffallend, dass in den schweizerischen Leinenstickereien nirgends roter Leinenfaden erscheint, zumal die italienischen, allerdings in Seide auf Leinen gearbeiteten Zopfstickereien der Renaissance fast durchgehends das Rot bevorzugen. Es ist nun interessant, dass die Autorin auf einige Beispiele dieser Art Stickereien hinweisen kann, die in Leinenfäden ausgeführt sind, und dass dieser eine bräunliche Färbung hat. Die Frage liegt also nahe, ob das Braun der schweizerischen Leinenstickereien nicht ursprünglich rot gewesen ist und sich infolge der Färbemittel mit dem Waschen verändert hat. Bis jetzt ist das Problem noch nicht gelöst. – Mir ist nur eine Weißstickerei mit roten Konturen neben den blauen erinnerlich, das schöne Rücklaken mit Ahasver und Esther von 1538 im Maximiliansmuseum in Augsburg.

Damit berührt die Autorin dankenswerterweise die heutige farbige Erscheinung der alten Textilien. Fest steht, dass mit vereinzelt Ausnahmen, die weder dem Licht noch dem Gebrauch ausgesetzt waren, alle alten Textilien in ihrer heutigen Erscheinung nur blasse Schatten ihres ursprünglichen Selbst darstellen. Auch die stärksten Farben vermögen auf die Dauer dem Lichte nicht standzuhalten. Der Anblick eines spät-

gotischen Teppichs in seiner ursprünglichen, krassen Farbigkeit versetzt dem modernen Betrachter geradezu einen Schlag und bleibt ihm unvergesslich in der Erinnerung, wie die berühmte väterliche, dem Sprössling zur Stärkung des Gedächtnisses an eine denkwürdige Begebenheit verabreichte Ohrfeige.

Seide, Wolle und Metallfaden kommen nur nebenbei, zur Erhöhung des Effekts vor, trotzdem im 16. Jahrhundert Gold zum Ausputz von Kragen und Manschetten an der Leibwäsche in einem Ausmass benutzt wurde, wie wir es uns heute kaum vorstellen können. Das Material trug in dieser Verwendung sein Verderb in sich, und die erfahrene Verfasserin – eine Handarbeitslehrerin – des einzigen in der Schweiz, bei Froschauer in Zürich 1561, erschienenen Klöppel-Modelbuches (Lotz 23), das die Autorin erwähnt, spricht in beweglichen Worten über den Umstand und die Kosten, die diese metallbestickten Kleidungsstücke verursacht hätten, da sie mit der teuren Seife und nicht mit Lauge hätten gewaschen werden müssen. Das ehemals im Ostfriesischen Landesmuseum in Emden befindliche, tadellos erhaltene und auf das kunstvollste genähte, grosse, leinene Männerhemd mit goldgesticktem Kragen und ebensolchen Manschetten ist als letztes seiner Art im Krieg in Verlust geraten.

Das Tätigkeitsfeld der schweizerischen Leinenstickerei war nur beschränkt. Die Decke war ihr Hauptgebiet – Decke für Tisch, Truhe, Kredenz. Kaum, dass Stickerei auf Vorhängen und Rückklaken erscheint. Diese waren durch die besonderen Eigenschaften des Materials der Wollstickerei vorbehalten: Die leichtere Annahme der Farbe und die grössere Elastizität der Wollfaser. Hungertücher, im Norden die frühesten Zeugen der Leinenstickerei, die sich bis in die österreichischen Alpenlande hinein finden (Gurk), zum Teil in riesigen Ausmassen, und die der Leinenstickerei monumentale Aufgaben boten, fehlen in der Schweiz.

An dem verhältnismässig kleinen Ausschnitt der Leinenstickerei aus dem grossen Gebiet der Stickerei werden alle Einzelfragen sorgfältig erörtert: Zweck, Entstehungszeit, das Künstlerische nach Ornament und Komposition, das Soziologische und zum Schluss das, was wohl den ersten Anstoss zu der Arbeit gegeben haben mag: Entwurf und Vorbild. Mit *einer* Ausnahme sind sämtliche nachweisbaren Vorbilder Holzschnitt-Illustrationen aus der Bibel, von Holbein d. J., Tobias Stimmer, Jost Ammann, Petit Bernard, Hans Sebald Beham und Virgil Solis, die dann von Malern in der verlangten Grösse mit einer erstaunlich haltbaren schwarzen Farbe auf die zu bestickende Leinwand übertragen wurden. Auch dies der Ausdruck der volkstümlich-bürgerlichen Handarbeit. Sie

wurde von den Bürgersfrauen der deutschen Schweiz im eigenen Heim gemacht, nicht in der Werkstatt, von Berufsarbeiterinnen, wie die Wirkereien in Basel von den «heidnisch würckerinnen», und bei der engen Kulturverbundenheit der deutschen Schweiz mit Oberdeutschland ist es nicht anders möglich, als dass diese Art der Leinenstickerei nicht an den heutigen politischen Grenzen Halt machte, sondern auch jenseits des Bodensees und im Elsass geübt wurde. Vier Wappen weisen nach Oberdeutschland, die meisten nach Schaffhausen, ferner nach Luzern, Schwyz, Zürich, St. Gallen, Baden und Glarus, was aber die Entstehung der Arbeiten an jenen Orten nicht in sich schliesst. Nur zwei Arbeiten weisen sich durch ihre Darstellungen als schweizerischen Ursprungs aus: Kat. Nr. 8 mit der Gründungslegende der Fraumünsterabtei in Zürich, von 1539, und Nr. 174 mit Begebenheiten aus der Freiheitsgeschichte der Eidgenossenschaft und der Figur des Niklaus von Flüe, von 1610.

Von allgemeinem Interesse sind die von den Stickerinnen gewählten Themen. Das Hauptinteresse galt dem Kirchlich-Religiösen, das Leben und Gedanken beherrschte und lenkte. Ihm aufs engste verbunden sind die symbolischen und allegorischen Darstellungen. Hier scheint die Suche nach der Treue ein den Schweizer Stickerinnen besonders am Herzen liegendes Thema gewesen zu sein – wohl nicht ohne Grund. Erstaunlich stark äussert sich die Freude an der Erzählung, an Szenen aus Dichtung und Bibel. An den Weiberlisten aus dem Alten Testament (Samson und Dalila, Adam und Eva, Judith und Holofernes) und aus der weltlichen Dichtung (Aristoteles und Phyllis, Virgil im Korbe, Virgils Ehebrecherinnenfalle, diese in einem besonders schönen, blau-weiss gestickten Beispiel des Schweiz. Landesmuseums, dessen Vorlage sich noch nicht hat finden lassen) haben die ehrsam Hausfrauen und Stickerinnen ihre besondere verschmitzte Freude gehabt. Sie erscheinen auch auf Schweizer Wirkereien, dagegen selten auf anderen Kunstgebieten. Wie beliebt die Volksbücher im 16. Jahrhundert im Schweizerischen Bürgerhause waren mit ihren schnurrigen Erzählungen, bekunden die Decken mit der Fortunatusgeschichte und Valentino und Orso; und die hinreisend aufregende Liebesgeschichte von Pyramus und Thisbe, von Dido, von Salomo und Bathseba verraten die Phantasie und die Wunschträume der biedereren Stickerinnen.

Wir nehmen Abschied von der Autorin in einem knappen und sehr nützlichen Schlusswort über die Instandhaltung und Aufbewahrung der Leinenstickereien. Es ist von Gewicht, denn es ist herausgewachsen aus der tätigen Erfahrung einer erprobten Kraft.

Marie Schuette.